

Im Berg

13.06.2026



ICO PFEIFFER

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

welche Berge sich wohl in Ihrer Wohnung auftürmen? Bei den meisten gibt es ja welche: Unterlagen auf dem Schreibtisch, die dringend abgehftet werden müssen, Geschirr, das sich wie von selbst neben der Spüle aufhäuft, Altglasbestände, die wochenlang nicht abgetragen wurden. Ein Berg will bewältigt werden, egal ob er nun Sinnbild ist oder ein physischer, steingewordener Gigant. Von einem solchen erzählen wir Ihnen in diesem Heft. Die Geschichte des Cerro Rico in Bolivien hat

allerdings ganz und gar nichts mit Bergromantik zu tun, sondern einzig mit Armut, Ausbeutung und tödlichen Gefahren. Aus Not riskieren Männer dort in den Minen, deren Schätze seit Kolonialzeiten geplündert werden, täglich ihr Leben. FR7-Autorin Maja Schirle und Fotograf Nico Pfeiffer sind mit ihnen hinabgestiegen.

Folgen Sie uns in den Berg!

IHRE FR7 (fr7@fr.de)

Er ist ein Mann, der nicht viel spricht. Wenn er etwas sagt, ist er schwer zu verstehen, weil er den Mund voller Kokoblätter hat. Je tiefer er in den Berg geht, desto heißer wird es. Sein Gesicht ist voller Schweißperlen, fällt das Licht der Kopflampen auf ihn, glitzert es wie die Staubwelt um ihn herum. Wie die Mineralien, die an den Wänden schimmern und funkeln. Seine Haut ist großporig, die Hände geschwollen. Ein rauer Typ, dessen Stimme sanft wird, wenn er von seiner Frau erzählt. Ihr Name ist Olga. Sie hätten sich in Yacuba kennengelernt, nahe der argentinischen Grenze. Ihr Haar sei schwarz und ihre Augen hätten die Farbe von Kaffee, sagt er. „Ich habe mich in ihr Sein verliebt“, sagt Coyote. „Sie versteht mich und warum ich hier arbeite.“ Mit achtzehn Jahren habe er in der Mine angefangen. Heute ist er fünfundvierzig. Das könnten seine letzten fünf Jahre sein. Im Durchschnitt wird hier keiner älter als fünfzig. Selbst wenn man all die Gefahren wie giftige Gase und ungesicherte Schächte überlebt, bleibt immer noch der Feinstaub. Staublungen sind nicht heilbar. Coyote ist dreifacher Familienvater. Er verdient zwischen 130 und 160 Euro die Woche – abhängig davon, wie viel seine Gruppe austerium ergibt. Für die Region ist das ein sehr gutes Gehalt. Sie zählt zu den ärmsten Gegenden Boliviens. Viele verdienen ihr Geld als Straßenverkäufer oder sind Selbstversorger und liegen damit weit unter dem gesetzlichen Mindestlohn von umgerechnet 405 Euro im Monat. Coyote hingegen verdient genug, dass seine Söhne nicht in die Mine müssen. Doch was wird ihnen übrigbleiben, wenn ihr Vater vielleicht bald nicht mehr da ist?

Bis sieben Uhr abends möchte er heute in der Mine sein. Mit einem Druckluftbohrer will er hundertzwei Zentimeter tiefe Löcher in eine Steinwand bohren. Montag wird er die Bohrerzeit mit Dynamit beladen und die Wand sprengen. Hundertert Explosionen erschüttern den Cerro Rico täglich. Viertausendachthundert Meter ist er hoch. Doch wie lange noch? Laut dem bolivianischen Bergbauamt gibt es am Cerro Rico 148 Einsturzstellen. Sieben davon bedrohen die Stabilität der Hauptstollen. Experten warnen, dass der Gipfel jederzeit kollabieren könnte. Die Arbeiter wissen das und sprenken die Erde weiter. Natürlich spielt Geld eine Rolle. Wer nicht sprengt, verdient nicht. Doch das ist nicht der einzige Grund. Im Berg können sie tun, was sie wollen. Sie besaufen und verbrüden. Die Mineros haben eine eigene Welt geschaffen. Ein Versteck vor der Außenwelt und ihrer Ordnung. Hier gibt es keine Politiker, keine Polizisten, keine Familie, niemanden, der ihnen etwas vorschreiben würde – das heißt, fast niemanden.

Der Teufel, der vor ihm sitzt, heißt Jorge. Eine Tonfigur mit roten Augen und schwarzen Lippen, ein hüfthoch. Die Minenarbeiter nennen ihn nicht Teufel, sondern tio – Onkel. Sie wollen ihn nicht verärgern. In allen bolivianischen Minen gibt es eine Figur des tio. Im Glauben der Minenarbeiter ist er der Herrscher der Unterwelt. Sie bringen ihm Opfergaben und bitten um Schutz. Tio Jorge ist bedeckt von Luftschlangen, Konfetti und Kokoblättern, auf seinen Händen stehen Bierdosen. Unter all den Gaben ist er gerade so hoch ist, dass sie die darin rum Rucksack, holt 96-prozentigen Alkohol hervor. Er schüttet dem tio Alkohol in den Mund und auf die Hände. Dann nimmt er selbst einen Schluck, kniet nieder und flüstert – Bitte mach, dass mir nichts passiert.“ Als letztes steckt er dem tio zwei Zigaretten in den Mund und zündet sie an. Dann geht er weiter in die pechschwarze Dunkelheit der Mine und hofft, dass

der Herrscher der Unterwelt es heute gut mit ihm meint. Im Cerro Rico bestimmt Aberglaube das Leben. In dieser Gegenwart, in der nicht kontrollierbar scheint und die Tunnel über einem jederzeit zusammenstürzen können, haben die Menschen Regeln geschaffen, die ihnen das Gefühl geben, ihr Schicksal in der Hand zu haben. Wer sich an sie hält, lebt. Regel Nummer 1: Frauen sind im Inneren des Berges verboten. Denn der Berg selbst ist eine Frau, und wenn Frauen darin etwas berühren, verschwinden die Erzader. Regel Nummer 2: Knoblauch essen ist verboten, denn der tio kann den Gestank nicht ausstehen. Regel Nummer 3: Schmecken deine Kokoblätter vor der Schicht bitter, geht nicht in die Mine. Sie wollen dich warnen – du kommst sterben. Nicht alle Mineros nehmen die Regeln zu ernst. Vereinzelt arbeiten deshalb auch Frauen im Cerro Rico. Und wenn sie an die richtigen Minenarbeiter gerät, kann auch eine Re-

porterin Einfluss finden. Die Regeln komplett zu ignorieren, scheint trotz dem nicht möglich. Einmal, erzählt Coyote, sei er trotz bitterer Kokoblätter zu Arbeit gegangen. Er sei ein Hang hinabgestürzt. Die Kumpel mussten ihn in einer Lore aus dem Berg schieben. Das ist das Tückische an der Minenarbeit. Wie viel Erfahrung auch haben mag, das macht das Geröll unter seinen Füßen nicht fester. Es rutscht einfach weg.

Die Steinwand ragt fast senkrecht vor ihm auf und windet sich spiralförmig nach oben. Coyote macht sich an den Aufstieg. Er kann sich dabei an nichts festhalten. Da sind nur Geröll, Sand, kleine Steine – nichts davon gibt Halt. Unter dem einen Arm hat er die zwei Sixer Bier geklemmt, mit dem anderen stützt er sich. Er klettert nicht, er kriecht nach oben. Seine Finger greifen in Sand, der sich zugleich feucht und trocken anfühlt. Das Innere des Cerro Ricos steht im ständigen Widerspruch mit sich selbst. Es ist schwarz und voll bunter Mineralien, heiß und kalt. Coyote streckt sich, um sich an einem Steinbrocken hochzuziehen. Doch als er ihn berührt, rutscht auch der ab. Coyote schreit: „Payasoooooo!“

Plötzlich fließen Gestein und Sand die Wand hinab. Ein Sturzbach aus Geröll. Payaso hat ihn losgetreten und gleitet darauf herunter zu Coyote. Seine glasigen Augen blicken ihn an. Ohne etwas zu sagen, nimmt er Coyote die Sixer ab und macht sich in den Aufstieg. Coyote, der nun beide Hände frei hat, folgt ihm. Am Ende der Steilwand eröffnet sich eine Ebene. Sie ist breit und flach, eine Art Felsvor-

Im Durchschnitt wird hier keiner älter als fünfzig. Selbst wenn man alle Gefahren überlebt, bleibt immer noch die Staublung



„In der Mine reden sie nie über Familie.“

sprung, auf den sie sich zurückziehen. Dort sitzen sie nun nebeneinander und beobachten den nicht abreißen wollenden Strom aus Gestein, den es die Wand herunterspielt. Mal schwillt er an und große Brocken kommen herunter. Mal flacht er ab und ist nur noch Sand. Minuten über Minuten. Ist das normal? „Nein“, sagt Payaso. „Eigentlich ist es noch schlimmer.“ Im Berg kratzt und knackt es. Ruhig beobachtet Payaso den Fluss aus Gestein, der gerade wieder reißender geworden ist, als würde er gleich etwas Großes anschwimmen. Eissind die Brüder Cartero und Moses.

Sie setzen sich zu ihnen. Coyote reicht jedem ein Dosenbier. Die Männer reißen es auf, schütten den ersten Schluck neben sich, als Opfergabe an die Pachamama, trinken und reden. Viele in meinem Alter beginnen ein Studium und finden dann doch keine Arbeit“, sagt Moses. Am Ende landen auch Anwälte und Ingenieure in der Mine. Warum also studieren? Die Frage ist begründet. Zwar ist die Arbeitslosenquote auf einem Rekord-tief von 2,2 Prozent. Gleichzeitig ist Bolivien das Land mit dem größten informellen Sektor weltweit. Er umfasst alle Arbeiten, die weder registriert noch besteuert werden, also unter der Hand laufen. Etwa Taxifahren oder Autos putzen. Beschäftigungen ohne Arbeitsvertrag, ohne Mindestlohn, ohne Kündigungsschutz. Etwa 84 Prozent der Bevölkerung arbeiten so. Und das, obwohl immer mehr Schulabgänger ein Studium anstreben. Erst arbeiten sie nebenbei, dann studieren sie nebenbei. Im Jahr 2018 schafften nur 27 Prozent der Studenten den Abschluss. Doch dieser garantiert keine Anstellung in ihrem Fachbereich. Das nennt

sich Bildungsparadox – ein höheres Bildungsniveau führt in Bolivien nicht automatisch zu einer besseren Beschäftigung. Die meisten bleiben in ihrem Nebenjob hängen. „Ich bin stolz darauf. Minero zu sein“, sagt Moses. Neben der Minenarbeit hat er gerade seinen Schulabschluss nachgeholt. In wenigen Wochen wird er vierundzwanzig. Sein Gesicht ist symmetrisch, die Lippen voll, die Augen mandelförmig. Seit er sechzehn ist, arbeitet er in den Minen des Cerro Ricos. Es war der Wunsch seines Vaters, der selbst achtzehn Jahre als Minero arbeitete. Wie geht es dem Vater heute? „Er ist tot“, sagt Cartero. „Staublung. Es ist schmerzhaft, seinen Vater zu verlieren, aber die Arbeit lenkt ab.“ In der Mine reden sie nie über Familie. Zu gefährlich. Ist man hier im Kopf nicht bei der Sache, kann das tödlich enden. Inzwischen haben sich die Brüder Cartero und Moses sogar draußen abgewöhnt, über Familie oder Sorgen zu sprechen. Sie reden immer nur über den Cerro Rico. Ob sie beim bisherigen Tunnel bleiben wollen oder einen neuen sprengen. Und wie viel Ertrag das wohl abwerfen würde. Fragt man Cartero, was er an seinem Bruder schätzt, dann sagt er: „Er ist ein guter Arbeiter.“ Die beiden leben mit Frau und Kind im Haus ihrer Mutter. Das ist in Bolivien so üblich. Sie haben noch einen jüngeren Bruder. Der ist gerade im Militärdienst. Wenn er damit fertig ist, wird er vielleicht an die Universität gehen oder zurück in die Mine. „Kommt darauf an, ob er bis dahin schon eine Frau geschwängert hat“, sagt Cartero.



„Der Berg ging als Menschenfresser in die Geschichte ein.“

„Überleben ist Glück, der Rest Knochenarbeit.“



„Oft ist der Tunnel so eng, dass es kein Ausweichen gibt.“

Payaso grinst. Er ist der einzige Kinderlose. Die anderen ziehen ihn deshalb auf und sagen, er schleie nur mit Platzpatronen. Ihm ist das egal. Cartero sei doch selbst erst einem Jahr Vater. Cartero ist achtundzwanzig und hat einen kleinen Sohn. Für ihn arbeitet er hier, sagt er. Von Montag bis Freitag ist er im Cerro Rico und kommt nur zum Schlafen nach Hause. Mit seiner Frau redet er in diesen Tagen fast nichts. Samstag geht er nachmittags zum Berg, um sein Gehalt abzuholen. Dann kommen die Aufgaben der Raf-fernen, wiegen und kaufen ab. Rohstoffe wie Zinn oder Silber landen zuerst bei Zwischenhändlern, dann auf dem Weltmarkt, in China, Südkorea und Japan, und letztendlich in Elektrogeräten. Mit einem Exportwert von 2,88 Milliarden US-Dollar ist die Region um den Cerro Rico die exportstärkste Boliviens. Doch zu welchem Preis? Gewinne werden nicht in Maschinen oder Arbeitschutz investiert, sondern versickern in Privatausgaben. Kranke und verletzte Minenarbeiter verursachen hohe Kosten im Gesundheitssystem. Die wenigsten von ihnen sind krankensicherlich. Letztendlich zahlt der bolivianische Staat, der unter dem sozialistischen Präsidenten Evo Morales medizinische Grundversorgung als Menschenrecht gesetzlich verankerte. Schwermetalle aus dem Berg vergiften das eigene Grundwasser und verhindern den Ausbau anderer Wirtschaftszweige wie beispielsweise Landwirtschaft. Wer seine Zukunft nicht im Bergbau sieht, dem bleibt beinahe keine Wahl als abzuwandern. Junge Menschen und auch ältere zieht es in andere Städte. Das Leben in Potosi kreist um den Cerro Rico. Nur Sonntag bleiben die Arbeiter der Mine fern. Dann geht Cartero mit seiner Familie auf die Feria, einen Markt. Einkäufen, vielleicht etwas essen. Das ist sein Alltag seit zwölf Jahren. Er nimmt einen letzten Schluck vom warmen Bier und schleudert die leere Dose beiseite. Zeit zu arbeiten.

Coyote, Moses und Catero lassen sich vom Felsvorsprung hinabgleiten. Nach wenigen Minuten sind sie zurück und ziehen einen Druckluftschlauch hinter sich her. Sie klettern über den Felsvorsprung in einen Tunnel, der gerade so hoch ist, dass sie darin stehen können. Dann verbinden sie einen Bohrer mit dem Schlauch, setzen ihn am Stein an und beginnen. Der Lärm ist ohrenbetäubend. Eine Welle weißer Staub schießt ihnen entgegen. Er kriecht in ihre Augen, umhüllt ihre Körper. Payaso, der noch immer auf dem Felsvorsprung sitzt, erhebt sich und greift nach einer Schaufel. Obwohl die noch nicht alt ist, sieht



„Überleben ist Glück, der Rest Knochenarbeit.“

sie komplett verrostet aus. Sie hat die orange-gelben Töne des Cerro Ricos angenommen. Inzwischen strömen Unmengen an Geröll und Sand aus dem Tunnel. Payaso drückt sein linkes Bein an die linke Tunnelwand, sein Rechtes an die Rechte. Breitbeinig, fast im Spagat, steht er nun da und schaufelt das Geröll durch seine Beine hindurch in die Tiefe. Er atmet schwer, seine Nasenlöcher sind weiß von Staub. Schwefeliger Geruch fließt in sein Gesicht. Er hustet ab und zu macht er eine Pause, rückt seinen Helm, wischt den Schweiß ab und geht einen Schritt nach vorne, um besser an das Geröll zu kommen. Die Minenarbeit im Cerro Rico ist keine Schatzsuche. Sie ist ein stetiges Abtragen und Aushöhlen.



FRK-Autorin Majja Schirle hat Journalismus in Ansbach und Saure, der Hauptstadt von Bolivien, studiert. Am liebsten schreibt sie Reportagen über Außenweltler:innen und Unterschichten.



FRK-Fotograf Nico Pfeiffer, Jahrgang 1999, ist bei seiner Arbeit nicht dran an Menschen. Er macht Bilder für Reportagen in Südamerika.

Der Druckluftschlauch neben ihm vibriert und zieht. Kopfgroße Steinbrocken donnern auf Payaso zu. Mit der Schaufel lenkt er sie durch seine Beine. Die Luft ist dick und flimmert vor Staub. Payaso greift in seine Hosentasche, holt eine Atemschutzmaske hervor und bindet sie einhändig um sein Hals. Dort baumelt sie nun. Er zieht sie nicht über. Feinstaub zu atmen, schmerzt nicht. Von oben schreiben sie etwas zu Payaso herunter. Doch der geräuschlos kommen an. Es ist zu laut. Plötzlich stoppt der Lärm. Der Gestossfluss wird wieder reißender, spült Coyote, Cartero und Moses an. Sie sehen aus wie Gespenster. Auf ihrer Kleidung und ihren Gesichtern ist eine dicke Schicht aus weißem Staub. Die Brüder sind kaum auseinanderzuerhalten. Mit der flachen Hand klopfen sie Staub von ihren Jacken. Coyote wischt sich mit den Fingern aus den Augen. „Wir müssen runter“, sagt er. Weiter unten gibt es eine kleine Höhle, in der die Männer Wechselklamotten und etwas Wasser haben. Da wollen sie nun hin. Nach unten geht es jetzt nicht mehr so einfach. Der Ge-

steinfluss hat alles mitgerissen. Die Wand ist nun glatt wie eine Rutsche. Coyote geht voran. Er steht seitlich. Das linke Bein hat er ausgestreckt, das Rechte angewinkelt. In dieser Haltung lässt er sich zwei Meter hinabgleiten, presst dann seinen linken Fuß gegen die Wand, um zu bremsen. Cartero folgt ihm in derselben Haltung und stoppt an Coyotes rechtem Stiefel. Moses und Payaso kommen nach. Stiefel an Stiefel bilden sie eine Viererreihe. Nach wenigen Minuten sind sie unten.

Die Höhle ist etwa drei Meter breit und zwei hoch. In ihr liegen Zettungen und Bierdosen. Payaso hängt sein schweißgetränktes Trikot an eine Leine und nimmt sich ein anderes mit schwarzen und weißen Streifen. Cartero hat sich unterdessen auf einen großen Stein gelegt, als wäre der ein Sofa. Er liegt da wie die alten Römer, die sich mit Trauben füttern ließen, nur dass sich Cartero anstelle von Trauben Kokoblätter in den Mund stopft. Neben ihm sitzen Moses und Coyote. Die beiden husten Staub und spucken. Moses greift nach einer Cola-Flasche, gefüllt mit Wasser. Er schüttet sich etwas in die Hand, spült seinen Mund aus und reibt sich das Wasser übers Gesicht. Coyote nimmt sich ein Messer. Er zieht die Zwölf-Zentimeter-Klinge über Augen und Zehen, streift so den Staub ab. Dann zündet er sich eine Zigarette an.

Denkst du, du wirst für immer hier arbeiten, Coyote? „Für immer? Niemand kann für immer hier arbeiten“, antwortet er. „Wir atmen jeden Tag Staub. Wenn du erstmal fünfzig, sechzig Prozent Silikose hast, kannst du nicht mehr zurückkommen.“ Das ist der medizinische Begriff für Quarzstaublung. Wer einen Wert von fünfzig Prozent hat, dessen Lunge hat die Hälfte ihrer Leistungsfähigkeit verloren. Mancher der Coyotes haben es stopflich schon mit anderen Jobs probiert. „Ich habe eine Zeit lang auf einer Baustelle gearbeitet“, sagt Cartero. „Als Bauarbeiter müsse man den ganzen Tag in der Sonne schuften und warte nur auf die Pause. Der Vorarbeiter kommandierte herum, mach dies, mach das! Hier drinnen schaut niemand auf die Uhr“, sagt er. „Wir kennen uns seit langer Zeit, wissen, was zu tun ist. Niemand gibt Befehle.“ Moses sieht seinen Bruder an und nickt. Coyote schnippt seine Zigarette mit Zeigefinger und Daumen aus, betrachtet den Stummel und sagt, ohne aufzublicken: „Er hat Recht. Man vermisst die Mine.“ Er habe auch einmal auf dem Bau gearbeitet, aber konnte sich nicht daran gewöhnen. „Im Cerro Rico sind wir Brüder. Wir teilen, wir scherzen, wir bohren, wir trinken. Wir bleiben, solange wir wollen. Jeder entscheidet für sich selbst.“ Also fühlst du dich hier drin frei, Coyote? „Ja“, sagt er sofort. Payaso stimmt zu. „Hier zu arbeiten, macht mich glücklich“, sagt er. „Ich scherze mit meinen Freunden, die Tage vergehen schnell, ich sage mich um nichts.“

Als sie die Mine Rosario verlassen, sieht die Sonne tief. Sie wissen nicht, wie viele Stunden vergangen sind und es ist ihnen auch egal. Wo sie herkommen, gibt es keine Zeit. Dort zwischen Schlacke und kercheln Ballen. Sie haben sich so an die Dunkelheit gewöhnt, dass es keine Erlösung ist, zurück ins Licht zu treten. Das also sind „Los Coyotes“. Coyote, der vielleicht noch fünf Jahre hat und hofft, dass seine Söhne ihm niemals in die Mine folgen. Cartero, der als Jugendlicher Mechaniker werden wollte und wie sein Vater Minero wurde. Moses, der wenn er erschöpft und verzweifelt ist, an seine Mutter denkt und all seinen Mut aus ihrer Liebe zieht. Und Payaso, der sich auf seinem Arm in geschwungenen Buchstaben „Elias“ tätowiert hat. Um nicht zu vergessen, wer er draußen ist.